

Quelle des Lebens und Ausdruck von Kreativität. Die Bedeutung von Gärten in Geschichte und Gegenwart.

Unterwegs zu einer Philosophie des Gartens

Regine Kather

Vortrag bei der Tagung „Gärten: Spiegel für den Umgang mit der Natur“ in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 29. bis 30.4.2022

Gliederung

1. Einleitung	1
2. Historische Vielfalt von Gartenanlagen	2
3. Naturnahe Gärten – ökologische Kleinode und Orte der Selbstbegegnung. Zum Zusammenspiel von ökologischen, ethischen und ästhetischen Aspekten	10
4. Garten als Ort der Selbstbegegnung	16
5. Zusammenfassung	18

1. Einleitung

Überall, wo es Menschen gibt, gibt es Gärten. Allerdings hat jede Kultur ihre eigene Gartenform entwickelt, die verrät, wie der Mensch seine Stellung in der Natur sieht. Man denke etwa an die streng symmetrische Linienführung in Frankreich, an die mittelalterlichen Gemüse- und Kräutergärtlein der Klöster, an die großzügigen Parkanlagen italienischer Renaissancevillen, an Schlossgärten mit von Teppichmustern inspirierten Blumenbeeten, an die naturnahen englischen Gärten und an japanische Gärten als Orte religiöser Kontemplation, schließlich an botanische Gärten mit Sammlungen seltener Pflanzen, Rosarien wie im Dortmunder Westfalenpark, an Alpengärten, Friedhofsgärten und Steingärten, an Dachgärten und vertikale Gärten in Städten und schließlich an Schrebergärten.¹

Dass sich Gärten weltweit einer großen Beliebtheit erfreuen und offensichtlich eine wesentliche Ausdrucksform menschlicher Kreativität sind, lässt den Schluss zu, dass

¹ Vgl.: J.Wiede: Abendländische Gartenkultur. Die Sehnsucht nach Landschaft seit der Antike, Wiesbaden 2015.

es sich um eine menschliche Universalie handelt. Mit dem Evolutionsbiologen Edward O. Wilson kann man in ihr eine Manifestation von Biophilie² sehen, ein starkes Hingezogensein zur Natur, eine Liebe zu und von Sympathie mit ihr, - mithin einer stark emotional geprägten Grundeinstellung.³ Sie beruht darauf, dass Mensch und Natur sich über Jahrzehntausende, nimmt man die Vorgänger von Homo Sapiens mit hinzu, sogar seit Jahrmillionen in einem Prozess der Co-Evolution entwickelt haben. Nicht nur ein unerbittlicher Kampf ums Überleben mit all seinen Schrecken, mit Leid, Krankheit und Tod, sondern auch ein Gefühl der Zugehörigkeit, der Teilhabe und der Dankbarkeit für die Überfülle an Gaben, die das Leben ermöglichen sowie der Verwandtschaft mit anderen Kreaturen waren prägend. Dabei werden, so Wilson, offensichtlich offene Landschaftsformen bevorzugt, da diese einerseits genügend Schutz, andererseits Übersicht ermöglichen, so dass man sich entspannt bewegen kann. Parks und Gärten haben eine vergleichbare Funktion: einerseits schützen sie durch ihre Grenzen vor der natürlichen Wildnis ebenso wie vor dem modernen Großstadtdschungel; andererseits sind sie strukturiert und überschaubar und nicht von wahllosen Anpflanzungen überwuchert oder mit ‚Kunst und Krempel‘ vollgestellt. Durch die gelungene Verbindung von Offenheit und Strukturiertheit sollte der Betrachter nicht nur kognitiv, sondern auch emotional in das Ensemble mit hineingenommen werden, so dass er sich wohlfühlen kann. Trotz dieser Grundintention hat sich eine überraschende Vielfalt von Gartenanlagen entwickelt, in denen sich kulturelle Hintergründe ebenso wie persönliche Vorlieben manifestieren.

2. Historische Vielfalt von Gartenanlagen

Nicht nur die jüdisch-christliche Religion, auch die Philosophie ist in ihren griechischen Ursprüngen eng mit dem Garten verbunden. Der Hain des Akademos, den Platon um 390 v.Chr. kaufte, hat über 8 Jahrhunderte als Stätte der Philosophie gedient. Während Bilder aus Wandgemälden in Knossos auf Kreta bezeugen, dass schon im 2. Jahrtausend v. Chr. in der minoischen Kultur Zierpflanzen wie Rosen, Iris, Krokus, Efeu und Lilien eine Rolle spielten, waren Gärten in der griechischen Kultur des 1. Jahrtausends v. Chr. im Wesentlichen Nutzgärten.⁴ Da in den Städten die

² Wilson, E.O. (1984): *Biophilia: The human bond with other species*, Cambridge (MA). - Kellert, S.R. (1993): *The biological basis for human values of nature*, in: S.R. Keller – E.O. Wilson (Eds.): *The biophilia hypothesis*, Washington D.C., 42-69. - (1997): *Kinship to mastery: Biophilia in human evolution and development*, Washington, D.C.

³ Vgl. auch: M.Scheler: *Wesen und Formen der Sympathie*. Bonn 1985, 112-116. Scheler sind in der ‚kosmischen Einsfühlung‘ eine entscheidende Motivation für „praktische Bewegungen, z.B. des Tierschutzes, der Antivivisektionsbewegung, des Pflanzenschutzes, der Erhaltung von Wäldern und des Schutzes der ‚Landschaften‘ (d.h. gewisser Ausdruckseinheiten der Natur.“

⁴ Charakteristisch hierfür ist die Beschreibung von Homer in der *Odyssee* (*Odyssee* 6, 291-293): Nachdem Odysseus nach einem Schiffbruch ans Ufer der Insel der Phäaken gespült worden war, begegnete er der Königstochter Nausikaa. Diese forderte ihn auf, zum Palast ihres Vaters in der Stadt

Häuser, wie noch heute auf griechischen Inseln, dicht zusammengebaut waren, lagen die Gärten außerhalb der Städte. Da die Innenhöfe der Häuser aus gestampftem Lehm, Kieselsteinen oder Steinplatten bestanden, konnten hier nur in Töpfen einige Kräuter und Pflanzen gezogen werden. Noch heute verleiht die Tradition, in jeden Winkel, auf Treppenstufen und Mauervorsprünge Tontöpfe mit bunt blühenden Pflanzen zu stellen, den oft ärmlichen Städten des Südens einen malerischen Ausdruck.

Der Garten als fester Bestandteil des Hauses stammt aus der italisch-römischen Kultur. Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum haben zahlreiche Häuser mit Innenhöfen freigelegt, in denen sich Nutzbäume befanden, die den Hof beschatteten und Früchte trugen. Nachdem ein Bewässerungssystem angelegt worden war, legte man auch Ziergärten an.

Die europäische Gartenkultur wurzelt vor allem im Mittelalter: Während viele Motive einen biblischen Ursprung haben, ist die Vorliebe für Holzzäune ein germanisches Element. Durch die Umzäunung hebt sich der Garten von der Umtrieblichkeit, dem Schmutz und Lärm der Dörfer mit der Vielzahl von Tieren mit ihren Gerüchen und Exkrementen und umtriebigen Märkten mit drängelnden und feilschenden Menschen ab. Vor allem mittelalterliche Klostergärten waren als Orte der Besinnung, der *vita contemplativa* gedacht. An sie schloss sich allerdings oft ein Garten an, der dem tätigen Leben vorbehalten war, der *vita activa*: Es handelte sich um einen Wirtschaftsgarten für Gemüse, Kräuter, Obst- und Heilpflanzen. Er diente der Selbstversorgung der Klöster mit Nahrung; in den strengen, asketischen Orden, in denen Mönche und

zu gehen. Dort sieht Odysseus einen Garten, in dem man das ganze Jahr hindurch Früchte und Gemüse ernten kann und der durch eine immer fließende Quelle bewässert wird:

„Außer dem Hof ist ein großer Garten nahe der Hoftür,

An vier Morgen, auf allen Seiten vom Zaune umzogen.

Große Bäume stehen darin, in üppigem Wachstum,

Apfelbäume mit glänzenden Früchten, Granaten und Birnen

Und auch süße Feigen und frische, grüne Oliven.

Denen verdirbt nie Frucht, noch fehlt es winters und sommers

Während des ganzen Jahres, sondern der stetige Westhauch

Treibt die einen hervor und läßt die anderen reifen.

Birne auf Birne reift da heran und Apfel auf Apfel,

Aber auch Traube auf Traube und ebenso Feige auf Feige.

Dort ist ihm gepflanzt ein üppiges Rebengelände;

Hier auf ebenem Platz zum Trocknen werden die Trauben

In der Sonne gedörrt; dort ist man gerade beim Ernten;

Dort beim Treten der Trauben; dort vorne sind sie noch unreif,

Stoßen die Blüten ab, und andere färben sich eben.

Dort sind auch Gemüsebeete am Rande des Weinbergs

Mannigfach in Reihen gepflanzt, das ganze Jahr prangend.

Drin sind auch zwei Quellen; die eine verteilt sich im ganzen

Garten; die andere läuft jedoch unter der Schwelle des Hofes

Hin zum hohen Haus; dort holen die Bürger das Wasser.“Zit. in: H.Froning: Der Garten in der griechischen und römischen Antike, in: G.Bittner - P.-L.Weinacht (Hg.): *Wieviel Garten braucht der Mensch?*, Würzburg 1990, 15.

Nonnen als Inkulsen lebten, war er zudem für die Erhaltung der körperlichen Gesundheit unverzichtbar. Ein prominentes Beispiel für diese Lebensform ist die Kirchenlehrerin Hildegard von Bingen. Dank eines solchen Gartens konnte sie viele Kenntnisse über die Heilwirkung von Pflanzen sammeln, die sich heute im Rahmen einer ganzheitlichen Medizin großer Beliebtheit erfreuen.

Im 9. Jh. verfasste Abt Walahfrid Strabo von der Insel Reichenau sein Lehrgedicht „Hortulus“: Es ist das erste Zeugnis über den Gartenbau in Deutschland. Dabei wurde jede einzelne Pflanze charakterisiert. Nicht nur Heil- und Kräuterpflanzen, auch Rosen oder Lilien wurden wegen ihrer symbolischen Bedeutung und ihrer Wirkung auf die Seele geschätzt. Noch heute wachsen viele mittelalterliche Pflanzen und Kräuter im Kräutergarten auf der Klosterinsel. Dabei sollte man daran erinnern, dass viele Pflanzen, die wir heute nur noch als Zierpflanzen kennen, ursprünglich auch Heilpflanzen waren. Der in modernen Gärten vor allem wegen der Kinder gefürchtete giftige Fingerhut etwa war bis zur Erfindung chemischer Medikamente unter dem Namen digitalis ein wichtiges Herzmittel. Im Mittelalter und in der Neuzeit vertraute man offensichtlich auf die Fähigkeit von Kindern, giftige von ungiftigen Pflanzen unterscheiden und sich in ihrer Neugier disziplinieren zu können. Die Kenntnisse über die Wirksamkeit von Pflanzen gehörten zu den Überlebensstrategien von Gesellschaften, die noch weitgehend von der Selbstversorgung mit Nahrung und Heilmitteln abhingen.

Vor allem in Österreich erleben Klostergärten derzeit eine Renaissance, so dass sich eine Reise zu den Stiften Melk, Klosterneuburg, Altenburg oder Geras lohnt. Jeder Garten setzt dabei einen anderen Akzent, der auch interkulturelle Perspektiven beinhalten kann: etwa indem bestimmte Teile des Gartens vom Buddhismus, Hinduismus oder Islam inspiriert sind. Auch unbekanntere Destinationen erfreuen sich großer Beliebtheit, so etwa der Heilkräutergarten der Gemeinde Klaffer am Hochficht. Regelmäßig zieht er vor allem an Mariä Himmelfahrt am 15. August mehrere 1000 Menschen an, um selbstgezoogene Pflanzen zu erstehen.

In den dicht bebauten, engen Städten des Hochmittelalters boten sich meist nur die rückwärtigen Teile der schmalen Grundstücke für einen Garten an. Heute würde man von ‚Handtuchgärten‘ sprechen. Dennoch findet man schon in dieser Zeit neben verschiedenen Obst- und Gemüsesorten Zierpflanzen wie Lilien, Iris, Maiglöckchen, Akelei und Malve. Viele Zierpflanzen dienten dabei oft gleichzeitig als Heilmittel für die Hausapotheke. Dazu kamen aus dem Süden importierte Gewürzpflanzen wie Anis, Nelke, Ingwer, Muskatnuss, Pfeffer, Safran und Zimt sowie Früchte wie Feige, Dattel und Pfirsich. Schon damals sorgte der Handel für einen Austausch von Pflanzen und Saatgut und damit verbunden auch von Wissen und Fähigkeiten. Nicht umsonst galten Gewürze und Pflanzen, die aus fernen Weltgegenden, vom Mittelmeer,

dem Vorderen Orient oder sogar aus China über die Seidenstraße oder später von der ‚Pfefferküste‘ nach Mitteleuropa kamen, als besondere Kostbarkeiten. Über diese Vorlieben hinaus, die man noch als Luxus abtun könnte, sieht der Ethnologe Jared Diamond im Austausch des Wissens über die Zucht von Pflanzen und Tieren eine entscheidende Grundlage für die kulturelle Entwicklung und den Wohlstand einer Gesellschaft.⁵ Vor allem die städtische Bevölkerung konnte sich überdies durch Gärten mit frischer pflanzlicher Nahrung und Vitaminen versorgen. Auch auf Burgen wurde die Gartenkultur gepflegt. In der Burg Brügggen etwa konnten Dill, Koriander, Fenchel, Petersilie und Senf als Gewürzpflanzen nachgewiesen werden, Erbsen, Feldsalat und Lein als Gemüse. Auch viele Höfe besaßen Hausgärten, in denen zahlreiche Nutz- und Heilpflanzen zur Selbstversorgung angebaut wurden. Die Vielfalt an Gewürzen und Früchten ist erstaunlich und zeigt, wie verarmt unsere Kenntnis im Vergleich zum sg. finsternen Mittelalter heute ist. Dabei hätten die meisten Stadtbewohner auch heute die Möglichkeit, zumindest einige Kräuter auf Balkonen und Fensterbänken selbst zu ziehen, anstatt sie nur in synthetischer Form durch Fertigsaucen und Fertiggerichte zu sich zu nehmen.

In der Nutzung dieser Möglichkeiten kann man bis heute im Ländervergleich charakteristische Unterschiede beobachten, die weniger auf dem materiellen Wohlstand, als vielmehr kulturellen Prägungen und der Wertschätzung der Qualität von Lebensmitteln beruhen, wie zwei Beispiele zeigen: Unter den Bedingungen der Mangelwirtschaft wurde in den Ländern des ehemaligen Ostblocks, in Rumänien etwa, vor 1989 das ‚Armenhaus Europas‘ aber auch in der ehemaligen UdSSR die Fähigkeit, Pflanzen und Früchte zu sammeln, selbst zu kultivieren, aufzubewahren und zu schmackhaften Speisen zuzubereiten von vielen Menschen gepflegt und so von einer Generation an die nächste weitergegeben. Zweifellos handelte es sich in diesem Fall um eine Überlebensstrategie und die einzige Möglichkeit zu einer gewissen Unabhängigkeit von Lieferungen, für die man stundenlang anstehen musste. Eindrucksvoll schildert die russische Übersetzerin und Schriftstellerin Elena Gorokhova ihr Leben mit ihrer Mutter, einer Ärztin und ihrer Schwester in Leningrad. Als sie aufgrund ihres Anglistik-Studiums einen amerikanischen Austauschstudenten kennenlernte und heiratete, so dass sie noch vor 1989 in die USA emigrieren konnte, erlebte sie schockartig den Kontrast: Nicht allein, dass dort kaum noch jemand selbst kochen konnte, weil sich die meisten von Fast Food ernährten und das, was übrig blieb, ohne das geringste Zögern einfach wegwarfen; man wusste Nahrung, die kenntnisreich und mit

⁵ J.Diamond: Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt/M. 2005 (6.Auflg.).

Sorgfalt zubereitet wurde, gar nicht zu schätzen, sondern fürchtete sogar, davon krank zu werden.⁶

Nun könnte man argumentieren, dass es eben doch die Not sei, die in dieser Form in den USA und in Deutschland unbekannt sei, da wir ja nun schließlich Supermärkte und Discounter mit allerlei Billig-Angeboten für nahezu jeden Geldbeutel haben und es daher nicht mehr nötig sei, selbst Nahrungsmittel zu erzeugen. Geht man jedoch in die wohlhabende Schweiz, dann kann man inmitten von Orten wie Zermatt oder im Garten von Millionenschweren Häusern in St.Moritz ebenso wie in hochgelegenen Dörfern von Engadin und Wallis Gemüse- und Obstgärten bewundern, in denen Köstlichkeiten wie Möhren, Lauch oder Mangold, Kräuter und Johannisbeeren wachsen und Wildpreiselbeeren im Herbst selbst gesammelt werden. Offensichtlich haben sich Bodenständigkeit und die Wertschätzung der Qualität von Lebensmitteln mit einem soliden Wohlstand verbunden.

So wie heute wuchs auch in der Barockzeit die Bevölkerungszahl in den Städten rasant. Innerhalb der Befestigungsanlagen schrumpften daher die freien Flächen immer mehr zugunsten einer dichteren und höheren Bebauung. Wohnraumverdichtung war auch damals schon ein Thema, zumal die meisten Städte noch mit einer Befestigungsmauer umgeben waren. Nur wer über Macht und Geld verfügte, konnte die Bebauung freier Flächen verhindern und sich einen eigenen Garten leisten. Gärten wurden daher im 18.Jh. zum Ausdruck des sozialen Status und von politischer Macht. Ein herausragendes Beispiel ist Versailles, der Schlossgarten von Ludwig XIV. (1638-1715), Sinnbild des Absolutismus und Vorbild für ganz Europa: Um seine inner- wie außerstaatliche Souveränität zu beweisen, formulierte Ludwig der XIV. zwei Maximen: ‚Dulde in Deinem Reich keinen, der einen prächtigeren Garten besitzt als Du‘. Und: ‚Brüstet sich ein äußerer Feind vor Dir, dann demütige ihn mitsamt seinem Prunkgarten.‘⁷ Die Anwendung der zweiten Maxime führte im Pfälzischen Erbfolgekrieg dazu, dass nach der Einäscherung der Stadt und des Schlosses von Heidelberg auch der Schlossgarten von den französischen Truppen dem Erdboden gleichgemacht wurde. Im eigenen Reich dagegen wurden die prächtigen Gärten von Versailles für die Pariser Bürger geöffnet. Zur Hofgesellschaft traten damit bürgerliche Kreise. Der Bürger, so heißt es im Zedlerschen Universallexikon von 1737, fand auf den Promenaden die Gelegenheit zu „würdevoller Darstellung seiner Persönlichkeit“.⁸ Durch Gärten wurde die strikte ständische Ordnung vorübergehend außer Kraft gesetzt. Auch in anderen Ländern gab der Adel seine Privatgärten für Besucher

⁶ Elena Gorokhova: Russisches Tattoo, Deutscher Taschenbuchverlag München 2015; und: Goodbye Leningrad. Deutscher Taschenbuchverlag München 2011 (als MP3-Audio oder Buch)

⁷ Zit. in: P.-L. Weinacht: Pariser Promenaden. Eine politische Gartenkunde, in: G.Bittner – P.-L.Weinacht (Hg.): Wieviel Garten braucht der Mensch?, Würzburg 1990, 103f.

⁸ Zit. in: P.-L. Weinacht: Pariser Promenaden. Eine politische Gartenkunde, in: G.Bittner – P.-L.Weinacht (Hg.): Wieviel Garten braucht der Mensch?, Würzburg 1990, 105).

frei, so etwa den Hydepark in London, den Tiergarten in Berlin, den Prater in Wien und den Englischen Garten in München.

Merkmal der französischen Gärten ist die Orientierung an Geometrie und Symmetrie, an Geraden und Kreisen. Die Natur, so die Überzeugung des berühmtesten französischen Philosophen der Neuzeit, von René Descartes, ist von den Gesetzen der Mechanik beherrscht. Alle Prozesse lassen sich daher mit Hilfe der Mathematik exakt berechnen. Auch in Gärten sollte daher alles übersichtlich, streng und klar wirken, die Sträucher in Form geschnitten und jeder Wildwuchs verbannt werden. Die wilde Natur wurde zum Gegenbegriff der Kultur und des Gartens. Als Symbol der absolutistischen Herrschaftsform waren die Gärten folglich auch auf das Schloss als Zentrum der Macht ausgerichtet.

Ein Gegenmodell bildet der englische oder Landschaftsgarten: Er setzt auf den in Szene gesetzten freien Wuchs von Pflanzen, Sträuchern und Bäumen. Der Wechsel von Lichtverhältnissen lässt die Formen hervortreten, gewundene Wege, unregelmäßige Gruppen von Bäumen und Sträuchern verbinden sich mit sanften Hügeln und geschwungenen Wasserläufen. Auch im englischen Garten spiegelt sich eine politische Idee: In ihr verbinden sich die Motive der Philosophie der Aufklärung, der Naturromantik und der Emanzipation des Bürgertums verbanden: Die Bürger haben ihre Freiheitsrechte erkämpft und sollen sich nun frei entfalten – genau wie die Natur. Im 16. Jh. entstanden an verschiedenen europäischen Universitäten, in Padua, Bologna, Leipzig und Heidelberg, die ersten botanischen Gärten. Sie enthalten Sammlungen bestimmter Pflanzen, die teilweise auch aus anderen Kontinenten stammen. Durch die Verbindung von systematischer Forschung mit viel Begeisterung hat sich über die Zeit eine Fülle kleinerer und größerer Kostbarkeiten eingefunden. Auch das aufstrebende Bürgertum, das über das nötige Geld verfügte, widmete sich der Sammlung seltener Pflanzen und stellte seine Gärten schließlich selbst der Öffentlichkeit zur Verfügung. Ein schönes Beispiel direkt am Bodensee ist die Insel Mainau. Sie bezeugt einige Eigenschaften, die Gartenliebhaber haben müssen: Geduld und Ausdauer und die Fähigkeit, etwas zu pflanzen, das erst viele Jahrzehnte später seine ganze Pracht entfalten wird. Etliche Bäume der Mainau, die wir heute bestaunen, sind über 150 Jahre alt. Abgesehen von den für eine Sammlung benötigten finanziellen Mitteln braucht der Sammler Muße: Er muss seine Freiheit vom unmittelbaren Druck des Erwerbslebens in kreative Tätigkeit umsetzen. Genau darauf beruht der Unterschied zwischen Freizeit und Muße. Auch nach der französischen Revolution von 1789 wurden viele Gärten der Herrscher übernommen. Die Bürger schätzten sie inzwischen als ein die Urbanität förderndes Element. Noch heute sind ehemalige Schlösser der Ausgangspunkt für Kurparks, botanische Gärten oder Tiergärten.

Dennoch veränderten die Mächte des Geldes und der Technik zunehmend das Gesicht der Städte. Fast alles, das nicht durch herrschaftliche Grünflächen bereits geschützt war, fiel dem freien Spiel der Kräfte anheim. In Paris etwa gab es 1913 noch 637 ha private Gärten, Ende der 60er Jahre waren es nur noch 150 ha. Inzwischen muss jeder Pariser mit 1,4m² Grünfläche auskommen, während ein Bewohner Washingtons immerhin über 50 m² verfügt, ein Wiener über 25 m² und ein Londoner über 9m².

Dennoch gab es bereits in der Mitte des 19.Jhdts. erste Ansätze zu einer Stadtplanung, die die Sicherung unbebauter Flächen als eine ihrer Aufgaben begriff. Gründe waren klimatisch-gesundheitliche wie soziale Überlegungen.⁹ Im Gefolge der Industrialisierung und der damit verbundenen Landflucht lebten viele Menschen in Mietskasernen mit dunklen, verrußten Hinterhöfen. Um daher beruflich erfolgreich zu sein, so die Überzeugung, müsse man an die ‚alten heiligen Beziehungen zur Mutter Natur‘¹⁰ anknüpfen. Gärten und Parks sollten Leib und Seele beruhigen und den von den Sorgen um den materiellen Lebenserwerb geplagten Bürgern aller Schichten die Möglichkeit zur Naturerfahrung bieten. Im Berliner Magistratsbericht für die Jahre 1861-1876 heißt es: „Denn unbestreitbar ist es, dass solche im wohlgepflegten Zustande erhaltenen Anlagen eines der geeignetsten Mittel sind, den Sinn über die Sorge um die materielle Existenz zu erheben und rohe Gesinnung, wo sie vorhanden, zu mildern.“¹¹ So setzte sich allmählich die Auffassung durch: Je mehr Grün, desto höher die Lebensqualität einer Stadt. Auf diese Weise wurden Gärten, nachdem sie lange Zeit außerhalb der Städte lagen und der Versorgung dienten, immer mehr zu Gliederungselementen der Städte selbst. Auch Grünflächen und Baumindividuen wurden seit der Mitte des 20.Jhdts. durch Natur- und Denkmalschutz neu bewertet. Da Bäume mehrere Jahrhunderte, manchmal sogar mehrere tausend Jahre alt werden können, sind sie ein Bindeglied zwischen den Zeitskalen, in denen sich das menschliche Leben abspielt und der Geschichte der Natur.

Am Beginn des 20. Jhs. entstanden als Gegenbewegung gegen die Verstädterung Klein- oder Schrebergärten, auch als Garten- oder Laubenkolonien bezeichnet. Einzelne Parzellen von wenigen hundert Quadratmetern werden von Trägervereinen an Mitglieder verpachtet. Waren Schrebergärten ursprünglich ein Signum des Kleinbürgertums, das sich keine eigenen Gärten leisten konnte, so erfreuen sie sich inzwischen auch in intellektuell-bürgerlichen Kreisen angesichts explodierender Preise in Städten wie München oder Freiburg großer Beliebtheit. Sie leisten allerdings immer

⁹ G.Albers: Freiraum und Garten in der Stadt, in: G.Bittner – P.-L. Weinacht (Hg): Wieviel Garten braucht der Mensch, Würzburg 1990, 126.

¹⁰ Zit. in: G.Albers: Freiraum und Garten in der Stadt, in: G.Bittner – P.-L. Weinacht (Hg): Wieviel Garten braucht der Mensch, Würzburg 1990, 128.

¹¹Zit. in: G.Albers: Freiraum und Garten in der Stadt, in: G.Bittner – P.-L. Weinacht (Hg): Wieviel Garten braucht der Mensch, Würzburg 1990, 127f.

weniger einen Beitrag zur Ernährung der Familie, sondern dienen als ‚grünes Zimmer‘ für die Erholung und als Experimentierfeld für die Anzucht von eigenem Gemüse. Insofern sind auch sie ein Spiegel unserer Epoche: In dem Wunsch, wenigstens ein paar eigene Tomaten oder Gurken selbst zu ziehen drückt sich in einer von globalisiertem Handel und Discountern geprägtem Lebensstil das Bedürfnis nach einem direkten Kontakt zu Lebensmitteln und dem Wissen um deren Herkunft aus.

Nach wie vor gehört ein Garten für viele zur Idealvorstellung vom Wohnen. Vor allem für Kinder haben Gärten eine mehrfache Bedeutung: als Nutzgarten, in dem Obst, Gemüse und Kräuter wachsen, durch die ein Bewusstsein für ökologische Zusammenhänge und für Lebensmittel geweckt werden kann; als Lerngarten, der inspiriert ist von der Idee botanischer Gärten und Kindern die Möglichkeit bietet, selbst Pflanzen zu sammeln und zu erforschen; als geschützter Bewegungsraum, in dem ohne Sorge um Straßenverkehr und kriminelle Subjekte Beweglichkeit und körperliche Fitness spielerisch trainiert werden können; und schließlich als symbolischer Raum, in dem Kinder ihre Phantasie ausleben können und ihre psychische Tiefendimension angesprochen wird. Viele Pflanzen, Rosen etwa oder Lilien, aber auch Strukturelemente wie Brunnen oder Bäume haben eine symbolische Bedeutung, die in der Kunst mannigfach verarbeitet wurde. Auch Gärten sprechen dadurch unbewusste Schichten an und gewinnen etwas Geheimnisvolles, Tiefgründiges. Nicht umsonst spielen sie in Märchen eine wichtige Rolle. *„Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnte man in einen prächtigen Garten sehen.“*¹² Dieser liegt hinter einer hohen Mauer und gehört einer Zauberin und die schönsten Rapunzeln wachsen dort. - Auch das Märchen ‚Der goldene Vogel‘ in der Sammlung der Gebrüder Grimm beginnt in einem Garten: *„Es war vor Zeiten ein König, der hatte einen schönen Lustgarten hinter seinem Schloß, darin stand ein Baum, der goldene Äpfel trug. Als die Äpfel reiften, wurden sie gezählt, aber gleich den nächsten Morgen fehlte einer.“*¹³ Auch der ‚Heilige Wald von Bomarzo‘, auch ‚Parco dei Mostri‘, ‚Park der Ungeheuer‘ genannt, der in Mittelitalien in der Provinz Latium liegt und im 16. Jh. angelegt wurde, spielt mit den Symbolen der Unterwelt.

Gärten bieten daher die Möglichkeit, praktische Erfahrungen und theoretisches Wissen ebenso wie leibliche und seelische Dimensionen zu verbinden.

Obwohl manch einer die mit einem größeren Garten verbundene Arbeit scheut, wünschen sich doch die meisten zumindest einen größeren Balkon oder eine Dachterrasse, auf der man auch unter beengten räumlichen Verhältnissen zumindest ein

¹² Zit. in: G.Bittner: Garten als Symbol, in: G.Bittner – P.-L. Weinacht (Hg): Wieviel Garten braucht der Mensch, Würzburg 1990, 181.

¹³ Zit. in: G.Bittner: Garten als Symbol, in: G.Bittner – P.-L. Weinacht (Hg): Wieviel Garten braucht der Mensch, Würzburg 1990, 182.

wenig ‚Grünzeug‘ kultivieren und im Winter Vögel füttern kann. Viele Doppelhaushälften haben ein paar Quadratmeter für einen Mini- und Naschgarten. Die gut gemeinte Anlage eines Gemeinschaftsgartens funktioniert allerdings oft nicht: die unterschiedlichen Vorstellungen, wie ein Garten anzulegen ist, führen nicht selten zu nachbarschaftlichem Streit: die Arbeitslast ist oft ungleich verteilt; der eine will einen wilden, der andere einen geordneten Garten; und schließlich will man nicht ständig von anderen gesehen werden, da diese denken könnten, man pflege den Müßiggang. Dennoch sind Gärten auch für Mietshäuser wieder populär geworden, da sie einen Blick ins Grüne ermöglichen, von Gehwegen und Straßen abschirmen und einen Sandkasten für Kinder oder einen Grillplatz für laue Sommerabende enthalten. Dadurch wird die Anonymität großer Wohnanlagen gemildert und die Anhänglichkeit der Bewohner an ihr Quartier gefördert.

3. Naturnahe Gärten – ökologische Kleinode und Orte der Selbstbegegnung. Zum Zusammenspiel von ökologischen, ethischen und ästhetischen Aspekten

Unabhängig von der Größe des Gartens kommt ihm heute auch eine ökologische Bedeutung zu, die für frühere Jahrhunderte irrelevant war. Gärten können einen wichtigen Beitrag zum Artenschutz und zum Ausgleich des städtischen Mikroklimas leisten; und sie sind CO₂-Senken und beeinflussen damit den anthropogenen Klimawandel. Noch heute bestehen etwa 2,6% der Gesamtfläche Deutschlands aus Gärten. Damit haben 36 Millionen Menschen Gärten, zu denen sich etwa 58 Millionen Balkone und Terrassen gesellen. Am 13. Juni 2021 war der Tag des Gartens, am 5. Juni der Weltumwelttag, am 22. Mai der Internationale Tag der biologischen Vielfalt und am 20. Mai der Weltbienentag. Die Initiative ‚Tausende Gärten – Tausende Arten‘ im Bundesprogramm Biologische Vielfalt, gefördert vom Bundesamt für Naturschutz, wirbt für naturnahe Gärten mit heimischen Wildpflanzen. Gärten bieten daher die Möglichkeit, buchstäblich im Umkreis der eigenen vier Wände mit Natur-, Arten- und Klimaschutz zu beginnen und damit die eigene Freiheit kreativ zu nutzen unabhängig von staatlichen Regularien und globalen Entwicklungen, die sich dem eigenen Einfluss entziehen.

Gerade angesichts der Wohnraumverdichtung in Städten und dem Bemühen, eine weitere Zersiedlung des Umlandes zu verhindern stellt sich unter einer veränderten Perspektive wieder die Aufgabe, Städte zu begrünen und bisher ungenutzte, langweilig und trostlos aussehende Flächen zu nutzen: Baumscheiben an Straßenrändern, Brachen, Garagendächer, Mauern, Streifen zwischen Gebäuden oder Hinterhö-

fe. Dafür gilt es die Pflanzen zu finden, die mit den jeweiligen Lebensbedingungen zurechtkommen: Sukkulenten etwa, die sich auf trockenen Garagendächern mit nur wenig Erde wohl fühlen, Rankende Pflanzen wie Kletterrosen, Clematis oder Efeu, die hohe Spaliere an Mauern brauchen, Schattenstauden wie Farne oder Funkien, die durch ihre unterschiedlichen Grüntöne Leben vor das eintönige Grau von Mauern bringen. Sogar die drei oder vier Quadratmeter eines Grabes auf Friedhöfen, so zeigte die Landesgartenschau in Lahr, können so gestaltet werden, dass rund ums Jahr ein paar Pflanzen blühen und die Insekten erfreuen.

Mit ihrer lebendigen, sinnlich-ästhetischen Dimension bieten Gärten sogar in Megacities mit vielen Millionen Einwohnern einen Freiraum, um den Alltag mit seiner Umtriebigkeit und einem an Funktionalität und Nutzen orientiertem Denken zu überschreiten.

Ein Beispiel hierfür ist Tokio mit knapp 10 Millionen Einwohnern, in der die an der *Zentradiation* orientierten Gärten Inseln der Ruhe und einer kontemplativ-meditativen Einstellung sind. Das beginnt bereits mit der Art der Gartenpflege, die manuell erfolgt, ohne lärmende Maschinen, Rasenkantentrimmer, Laubsauger und Heckenscheren. Schon dadurch werden die Gärten zu einem Ort der Ruhe inmitten einer von der modernen Technik beherrschten und extrem dicht besiedelten Stadt mit ihrem Gedränge, vielen Hochhäusern und teils überirdisch verlaufenden S-Bahnen. Zwei Personen können eine Kiefer, die etwa so hoch ist wie ein erwachsener Mensch, mehr als zwei Stunden bearbeiten, wobei jeder Zweig einzeln in die Hand genommen, eingekürzt und dann die Nadeln wieder so ausgerichtet werden, dass man den Schnitt nicht sieht. Anders als im westlich geprägten Denken, das den Garten primär unter ökologischer Perspektive betrachtet, so dass er unweigerlich eine funktionale Bedeutung gewinnt, betont der Zengarten die ästhetische Dimension. Er ist genau dann gelungen, wenn man nicht den Eindruck hat, dass er einem Zweck dient oder nur die Sicht eines bestimmten Künstlers oder einer bestimmten Zeitströmung ausdrückt. Er sollte, obwohl künstlich, vollkommen natürlich wirken. Alle Teile sollten so aussehen, als ob sie sich mit innerer Notwendigkeit genau an dem Ort befinden, an den sie gehören; und sie sollten den Raum einnehmen können, der es ihnen ermöglicht, sich so zu präsentieren, dass ihre Gestalt optimal zum Ausdruck kommt. Würde man nur ein Element herausnehmen, würde die Gesamtwirkung verändert. Im Einzelnen zeigt sich das Ganze; beides gehört zusammen. Einen Zengarten anzulegen gleicht daher nicht dem planenden Gestalten eines Landschaftsarchitekten; und er entsteht nicht durch das sorgfältige Abwägen unterschiedlicher Interessen und Ideen, die es bei der Gestaltung zu berücksichtigen gilt. Der Künstler will dem Material nicht seine Ideen aufprägen, indem er es nach seinen Zielen arrangiert. Er versteht sich auch nicht als jemand, der durch schöpferische Genialität hervor-

sticht oder von den Mächten des Unbewussten oder äußeren Reizen getrieben wird. Im Gegenteil: Es muss von sich selbst zurücktreten, um zu einem mitwirkenden Teil in der Gartengestaltung zu werden.¹⁴ Er schafft nicht aus der Gegenüberstellung zu Pflanzen, Bäumen oder Steinen, sondern aus der Teilhabe an ihnen. Vollendet wirkt daher ein Garten, wenn die innere Einheit des Lebens im Arrangement von Pflanzen, Wasser und Steinen sichtbar wird. Es entsteht eine Beziehung zwischen Menschen und Natur, die Sinnliches und Geistiges umgreift. Dadurch vermittelt ein Zengarten dem Betrachter das Gefühl, für einen Augenblick selbst an der großen Ordnung der Dinge teilzuhaben. Nur unausgesprochen gewinnt ein Zengarten eine ethische Dimension, indem der Mensch lernt, sich selbst zurückzunehmen und anderes mit Respekt zu behandeln.

Unter ökologischer Perspektive bietet sich ein *naturnaher Garten* an: Wer Insekten wie Hummeln, Wildbienen und Schmetterlinge ansiedeln will, muss darauf achten, dass möglichst rund ums Jahr einige Pflanzen blühen. Der Reigen kann im Spätwinter mit Christrosen und Zaubernuss beginnen und mit Herbstastern, Chrysanthemen und Eisenhut enden, die bis in den November blühen. Es ist erstaunlich, wie schnell Hummelköniginnen und Wildbienen die ersten Blüten in einer Landschaft entdecken, die sonst noch gänzlich kahl ist.

Doch blühende Pflanzen, die einen durchs Jahr begleiten, haben nicht nur einen ökologischen Nutzwert. Während im Frühjahr das leuchtende Gelb der Narzissen, das Weiß blühender Felsenbirnen und das intensive Blau von Leberblümchen die dunkle Jahreszeit vertreiben, vermittelt das leuchtende Rot der Blätter von Ahorn und Aronia, das Dunkelblau des Eisenhutes und das Violett der Raublattaster ein Gefühl der Wärme kurz vor dem nahenden Winter. Farben wirken durch ihre Ästhetik auf die menschliche Psyche und stimmen auf die jeweiligen Jahreszeiten ein. Als Komposition, in der viele Nuancen und Kontraste zusammenspielen, wirken sie belebend und entspannend zugleich.

¹⁴G.Herrigel (19894): Zen in der Kunst des Blumen-Weges, Bern/ München/ Wien, 54f: „Für den Japaner bedeutet alles Leben eine ununterbrochene Einheit, aus gemeinsamer Wurzel stammend. Wenn er auch Pflanze vom Tier und beide vom Menschen unterscheidet, so glaubt er doch nicht, an die Begrenzung von Wertunterschieden. Es könnte sein, dass eine Blume oder ein Blütenzweig die Gestalt des Lebens reiner widerspiegelt als irgendein Mensch. Wer also glaubt, es genüge zur Erlernung der Blumenkunst, sich Blumen gegenüber als feinfühlig, Tieren gegenüber einigermaßen verträglich und umgänglich zu erweisen, ist ebenso schlecht beraten wie der, welcher alle Betonung auf den Umgang mit Menschen legt, Blumen und Tiere dagegen als mehr oder weniger willkommene Begleitererscheinungen – eben nur ‚auch‘ daseiend – ansieht. Nach seiner Meinung könnten diese sogar fehlen, ohne dass der Bereich des menschlichen Daseins irgendwelche Einbuße erlitte! Blumen als wohlthuend empfundener Schmuck, Tiere im Zoo, diese gelegentlichen Begegnungen genügen ihm, der so viel Wichtigeres zu tun hat! In Wirklichkeit aber ist die Beobachtung von Blumen ebenso wichtig wie die des Lebens und seiner Fülle überhaupt, der Kontakt im Umgang mit Menschen und Tieren ebenso wichtig wie der mit Blumen. Der angehende Blumenkünstler ist also kein Spezialist, der alles andere, was nicht Blume heißt, vernachlässigen darf, sondern er gliedert sich allumfassend ein.“

Gärten sind jedoch nicht statisch; sie verändern sich mit den Jahreszeiten, mit ihren Bewohnern, mit Pflanzen, die wachsen oder auch eingehen. Insofern sind auch sie immer nur für kurze Zeit in einem idealen Zustand. Ein- und zweijährige Pflanzen wie Königskerzen, Fingerhüte, Stockrosen und Akelei, die sich versamen, suchen sich ihre Plätze für das kommende Jahr selbst. Dadurch wandern sie durch den Garten. Da man sie nicht überall am Ort ihrer Wahl lassen kann, kann man sie im ersten Jahr, wenn sich die Rosetten bilden, noch gut umpflanzen, so dass sie sich besser ins Gartenbild einfügen und andere Pflanzen nicht ersticken. Da Pflanzen Lebewesen und keine toten Objekte sind, ist gerade eine gewisse Veränderlichkeit des Gartens Ausdruck seiner Lebendigkeit. Anders als Gabionenmauern oder reine Kiesgärten mit ein paar immergrünen Sträuchern, sind naturnahe Gärten kein Abbild einer bestimmten Vorstellung, kein Photo, das einen bestimmten Moment quasi einfriert und sich nicht mehr verändert. Als Orte des Lebens müssen sie sich verändern, sie sind im wörtlichen Sinne ein Lebensraum, in dem sich etwas entwickeln kann. Entwicklung heißt aber immer auch, dass etwas vergehen muss, damit etwas anderes sich entfalten kann. Würden Krokusse, Winterlinge, Schneeglöckchen, Tulpen, Narzissen oder Leberblümchen das ganze Jahr blühen, würden sie Pfingstrosen, Taglilien, Mohn oder Rittersporn keinen Raum lassen; diese müssen ihrerseits welken und sich zurückziehen, damit die Pflanzen des Hochsommers ihre Pracht entfalten können, die dann wiederum den Herbstblumen mit ihren nostalgischeren, wärmeren Farben weichen müssen. Das besondere Zusammenspiel von Formen und Farben ist daher, wie die japanische Kirschblüte, vergänglich. Erst im nächsten Jahr wird man alte Bekannte wieder sehen. Und manche werden nicht wiederkommen. Dann ist man herausgefordert, einen Ersatz zu finden, der sich wieder in das Ensemble einfügt. Ein Garten bedeutet Wandel, aber auch die Wiederkehr des Vertrauten in der Folge der Jahre. Dennoch gleicht kein Jahr dem anderen.

Ein naturnaher Garten sollte möglichst eine Wasserquelle, einen kleinen Teich, Bachlauf oder auch nur Wasserstellen für Vögel und Insekten enthalten, zu denen sich manchmal auch Libellen oder Eidechsen gesellen. Dabei kann auch ein kleiner Garten viele verschiedene Elemente enthalten, Steine, einen Wassertrog und einen Baumstumpf etwa, die Beeten einen Akzent verleihen. Sie erfreuen das Auge und sind zugleich ökologisch nützlich. Auf diese Weise kann man verschiedene Lebensräume für die Bedürfnisse unterschiedlicher Pflanzen und Tiere schaffen: Schattenliebhabende Pflanzen etwa unter Bäumen oder sonnenhungrige und trockenheitsverträgliche Pflanzen mit Steingartenelementen auf südseitig ausgerichteten Flächen. Im Rasen sollte man kleine Inseln mit Wiesenblumen, mit Margeriten, Glockenblumen oder orangefarbenem Habichtskraut solange stehen lassen, bis sie Samen gebildet haben, um sich weiter auszusäen. Hier finden auch viele der sg. Unkräuter wie

Kratzdisteln, Wegwarte, Heidenelke, Taubnessel, Ackerwinde, Klee, Löwenzahn und Gänseblümchen ihren Platz, die in Beeten stören würden. Die Wiesenanteile werden dadurch von Jahr zu Jahr bunter und bieten Schmetterlingen und Wildbienen Nahrung. Für das Frühjahr kann man gelbe und weiße Narzissen einpflanzen, die den noch bräunlichen Rasen beleben.

Um die zahllosen kleinen Kreaturen zu schonen, sollte man auf den Einsatz von Pestiziden, Herbiziden, Fungiziden und Schneckenkorn soweit wie möglich verzichten und nach anderen Strategien der Bekämpfung von Unkraut, Blattläusen und Schnecken suchen: dicht bepflanzte Beete etwa unterdrücken das Unkrautwachstum weitgehend; ein Kräuterring, so wusste schon Hildegard von Bingen, kann Schnecken in Obst- und Gemüsebeeten abschrecken; die Ansiedlung von Spatzen, Meisen und co., denen man Nistplätze und Nahrung anbietet, hilft gegen Läuse und Schnecken. Viele Vögel brauchen das tierische Eiweiß, um im Frühjahr, wenn die Läuseplage die Rosenblüte gefährdet, ihre Jungen zu füttern.

Blühende Sträucher erfüllen ökologische ebenso wie ästhetische Bedürfnisse: Im Frühjahr blühen sie lange vor Stauden und Rosen; im Sommer tragen sie Früchte, die nicht nur Amseln und Spatzen schmecken, sondern sich auch für Marmeladen eignen, die man in keinem Geschäft kaufen kann; und im Herbst verfärben sich die Blätter in leuchtenden Gelb- und Rottönen. Und während des ganzen Jahres bieten sie kleinen Vögeln, die uns durch ihren Gesang erfreuen, Schutz und Nistplätze. Eine Hecke, die aus verschiedenen Wildobststräuchern besteht, aus Sanddorn, Aronia, Berberitze, Holunder, Wildrose (Hagebutte) und Schlehe, bietet, anders als die beliebte Hecke aus einem Dutzend Thujas, die man im Sonderangebot erworben hat, nicht nur eine optisch abwechslungsreiche Begrenzung zu Nachbarn; sie trägt auch zum Erhalt von Pflanzen bei, die noch vor 70 Jahren für unser mitteleuropäisches Landschaftsbild typisch waren, so etwa die Zibarte (Wildpflaume). Heute wird man ihnen nur noch in größerer Zahl begegnen, wenn man nach Osteuropa reist.

Dabei greift der Rat, nur einheimische Pflanzen anzusiedeln, zu kurz: Die Unterscheidung zwischen einheimischen Pflanzen und Neuankömmlingen (Neophyten) ist nicht ganz so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Viele Pflanzen, etwa Tulpen oder Rosen, Tomaten und Kartoffeln, die wir als einheimisch empfinden, stammen aus anderen Weltgegenden, aus dem Iran oder Südamerika. Entscheidender ist daher die Frage, ob sie für das jeweilige lokale Klima geeignet sind und sich ökologisch einfügen.

Ein naturnaher Garten sollte auch Pflanzengemeinschaften berücksichtigen, Gruppen von Pflanzen also, die ähnliche Vorlieben haben in Hinblick auf Boden, Licht und Feuchtigkeit: Heide etwa passt zu Wachholder, Kulturheidelbeeren, Azaleen, Rho-

dodendren und zu der üppig und zuverlässig blühenden Wildhortensie Annabelle. Sie alle mögen eher saure, feuchte Böden und ergänzen sich so gegenseitig.

Auch der Klimawandel ist für Gärtner keine Katastrophe. In dem vom Ulmer Verlag herausgegebenen Pflanzenmagazin ‚GartenPraxis‘ wird immer wieder zu einem pragmatischen Umgang damit aufgefordert: Zum einen mussten alle Pflanzen, die keine Neuzüchtungen sind, bereits mehrfach Klimaveränderungen überleben; mehr oder weniger große Temperaturschwankungen müssen sie im Lauf eines Gartenjahres ohnehin aushalten. Der Winter 2020/21 etwa war bei uns bis in den Mai länger und kälter als die Winter der letzten 30 Jahre, der Sommer 2021 sehr viel feuchter. Solche Schwankungen sollten die meisten Pflanzen aushalten – vorausgesetzt, man setzt nicht nur auf Exoten und Spezialisten. Eine gewisse Erwärmung würde sogar die Chance beinhalten, Pflanzen im Garten anzusiedeln, die bisher in der eigenen Region nicht wuchsen. Statt sich auf eine bestimmte Art von Rhododendren, Phloxen oder Hortensien zu fixieren sei es daher besser, so der Rat, sich an neue klimatische Herausforderungen in der Auswahl der Pflanzen anzupassen. Im Übrigen, so heißt es im Editorial der Juni-Ausgabe 2021, solle man auch sogenannte ‚Klimawandelverlierer‘ nicht gleich abschreiben, sondern darauf vertrauen, dass die Natur, wie in vielen anderen Situationen auch, ‚einen Weg finden wird.¹⁵ Nicht das starre Festhalten am Gewohnten, sondern die Fähigkeit zur Anpassung an neue Herausforderungen ist das entscheidende Erfolgsgeheimnis allen Lebens – auch der Menschen.

Viele einzelne Gärten können wiederum zum Teil eines Biotopverbunds werden, wie ihn der Ornithologe Peter Berthold am Bodensee geschaffen hat. Die Verbindung größerer und kleinerer naturnah gestalteter Ökosysteme hat in dicht besiedelten Gegenden eine große Bedeutung, da man keine großen, zusammenhängenden Flächen unter Schutz stellen kann. Schon 1999 rief das Bundesland Niederösterreich eine Aktion ins Leben, um die ökologische Bewirtschaftung privater und öffentlicher Gärten zu unterstützen: Die Initiative „Natur im Garten“ sollte die Vielfalt im Garten fördern. Inzwischen zählen Schaugärten, die im Jahr 2009 von immerhin 2,9 Millionen Touristen besucht wurden, zum festen Bestandteil des niederösterreichischen Tourismus. Seit 2010 gibt es auch Vernetzungen vor allem nach Tschechien, Slowenien und Ungarn. Auch durch Schulen und Kindergärten versucht man die Philosophie des ökologischen Gärtnerns der Bevölkerung nahe zu bringen, Nationalparkzentren und historische Gärten wie Schloss Hof unterstützen an bestimmten Tagen im Jahr diese Aktion. Nach 20 Jahren, also im Jahr 2019, haben immerhin 15 500 Gärten in Niederösterreich die Auszeichnung ‚Natur im Garten‘ erhalten.

Doch bei aller Sehnsucht nach Ursprünglichkeit und paradiesischen Zuständen sollte man auch den Garten nicht nur als heile Welt sehen: Wetterextreme können buch-

¹⁵ F.Kullmann: Editorial von Ulmers Pflanzenmagazin 6 – 2021, 4.

stächlich die Obstblüte verhageln, späte Fröste das schon ausgepflanzte Gemüse dezimieren, zu viel oder zu wenig Regen den Pflanzen zu schaffen machen. Mit der Unterstützung einer Art lockt man immer auch andere Arten an: Wer Vögel füttert, wird damit auch Mäusen eine Freude bereiten; Falken wiederum beobachten die Ansammlung kleiner Vögel und jagen sie im Winter. Und die niedlichen Eichhörnchen sind geschickte Nesträuber. Die lästigen Schnecken wiederum sind unter funktionaler Perspektive eine Nahrungsgrundlage für Igel, Siebenschläfer, die Larven von Glühwürmchen und Blindschleichen. Und nicht jede Pflanze ist willkommen und kann sich in beliebiger Menge aussäen. Ein Garten ist keine Wildnis, in der sich nur durch die Eigendynamik der Natur eine relativ stabile Ordnung in der Fülle von Lebensformen herausbildet; er entsteht daher nicht dadurch, dass man alles wachsen lässt, was sich einfindet. Er ist ein von Menschen gestalteter Raum und damit Ausdruck von Kreativität, so dass der Übergang zum künstlerischen Schaffen fließend ist. Das ‚Material‘ sind in diesem Fall nicht Farbe, Leinwand oder andere Kunst-Stoffe, sondern Pflanzen, die durch Steine, Wasser oder Holz in Szene gesetzt werden können. Dennoch ist die Grenze zwischen Kraut und Unkraut nicht starr: Es liegt in der Hand des Gärtners zu entscheiden, in welcher Ecke auch ein ‚Unkraut‘ hübsch aussehen und sich einfügen kann.

Will man einen Garten voller Leben, mit möglichst vielen kleinen oder größeren Besuchern, dann muss man deren Eigenarten und ihre spezifischen Bedürfnisse respektieren. Sie haben ihr eigenes Lebensziel und damit auch einen Wert, der ihnen nicht erst durch unsere Pläne und Vorlieben zukommt. Das gilt auch für Schnecken: Unter ethischer Perspektive haben auch sie, wie alle anderen Kreaturen, zumindest einen relativen Eigenwert. Auch sie sollten daher nicht ohne Not und ohne Nachdenken in einem fast blinden Reflex einfach vernichtet werden. Stattdessen sollte man nach Alternativen suchen und zumindest in größeren Gärten auf die Selbstregulation ökologischer Kreisläufe vertrauen, auf Gegenspieler wie Marienkäfer und Vögel oder einen Ring aus stark duftenden Kräutern wie Estragon, Pfefferminze, Bärlauch und Salbei um das Gemüsebeet. Mit Albert Schweitzer gesprochen kann man von der Ehrfurcht vor dem Leben sprechen; man erlebt Freude an den Mitkreaturen und Sorge um sie. Man erlebt allerdings auch den ethischen Konflikt, den Schweitzer als ‚Selbstentzweiung des Lebens‘ bezeichnet hat: Um ein Lebewesen zu retten, etwa einen jungen Vogel, muss man möglicherweise ein anderes vernichten, mit dem man ihn füttert.

4. Garten als Ort der Selbstbegegnung

Der Garten ist durch seine Herausforderung immer auch ein Ort der Selbstbegegnung, durch die man viel über sich selbst lernt: seine Ungeduld, seine Erwartungen,

seine Frustrationstoleranz, seine Ausdauer, seine Fähigkeit, sich auf anderes einzustellen und über seine ästhetischen Vorlieben. Will man den Garten nicht jedes Jahr neu bepflanzen, dann benötigt man neben Weitsichtigkeit eine gewisse Phantasie, um sich vorzustellen, wie er in drei oder vier Jahren aussehen könnte, wie groß Pflanzen werden, welchen Raum sie brauchen und zu wem sie in ihrer Farbe und Form passen. Dabei gibt es keine Garantie, dass der Einsatz von Erfolg gekrönt sein wird. Um angesichts der Fülle von Pflanzen nicht wahllos einzukaufen und nur ein Sammelsurium von Pflanzen, aber keinen Garten anzulegen, benötigt man zudem die Fähigkeit zur Selbstbeschränkung. Die Kunst des Gärtnerns beruht daher auf dem Zusammenwirken von Planung, Phantasie, Wissen, Erfahrung und Vorstellungskraft mit der unverfügbaren Eigendynamik von Lebewesen. Man kann einen Garten nicht konstruieren wie ein Haus oder eine Maschine. Trotz aller eigenen Planung benötigt man die Fähigkeit, etwas wachsen zu lassen, man braucht Geduld und muss sich auf andere, nicht-menschliche Zeitskalen einstellen und eine gewisse Frustrationstoleranz, wenn etwas einfach nicht gelingen will und man es trotzdem wieder versucht. Will man einen Garten und nicht nur einen Balkonkasten, dann kann man Pflanzen zudem nicht einfach nur fertig kaufen, um sie dann nach ein paar Wochen wieder zu entsorgen und durch andere zu ersetzen. Pflanzen müssen sich mit ihrer Umgebung verbinden, ein Teil von ihr werden.

Gärten dienen heute in besonderem Maß der Erholung von Leib und Seele: Viele Menschen üben heute beruflich überwiegend sitzende Tätigkeiten in klimatisierten Gebäuden aus. Nicht nur, dass dadurch die Anpassung an die Außentemperatur immer schwerer wird; nur noch 40% der Erwachsenen schaffen es noch, wöchentlich mindestens 2.5 Std. körperlich aktiv zu sein, wie die WHO beunruhigt feststellt. Ein Garten ersetzt in vielerlei Hinsicht das Fitnessstudio, indem er alle Bewegungsarten fordert: bücken, strecken, Gewichte heben und balancieren, er schult die Kondition und unterstützt das Immunsystem, da man oft bei Wind und Wetter draußen sein muss. Die Jahreszeiten, nicht der eigene Terminplaner, geben einem vor, was zu tun ist: Johannisbeeren lassen sich nur im Sommer ernten – und sie müssen geerntet werden, damit sie nicht einfach schrumpeln und abfallen; Frühjahrszwiebeln müssen im Herbst eingesetzt werden. Dadurch vermittelt der Garten eine zeitliche Struktur, die der modernen Lebenswelt fehlt, in der alles zu jeder Zeit möglich zu sein scheint. Dadurch gewinnt er nicht nur eine Bedeutung für die Erfahrung der großen Natur, sondern auch für die biologischen Rhythmen des menschlichen Körpers. Nach wie vor werden etliche dieser Rhythmen durch natürliche Prozesse, vor allem durch den Wechsel von Licht und Dunkelheit aktiviert und koordiniert. Ein Leben ständig gegen die eigenen biologischen Rhythmen fördert Schlafstörungen, Übergewicht und Alterungsprozesse.

Wie wichtig Gärten für das psychische Wohlbefinden sein können, bezeugen die Erfahrungen von Menschen während des Corona-Lockdowns 2020: Die Neue Zürcher Zeitung befragte prominente Persönlichkeiten, wie sie mit den Einschränkungen ihres gewohnten Lebens umgehen würden. Der eigene Garten, so antwortete nicht nur die Nobelpreisträgerin Nüsslein-Vollhard, sei gerade in dieser Situation für das seelische Gleichgewicht entscheidend gewesen, da er das Gefühl von Sinn und Befriedigung vermittelt habe.

5. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man also sagen: Einerseits ist auch ein naturnaher Garten keine Wildnis, in der man alles sich selbst überlässt; andererseits beruht er nicht nur auf menschlichen Plänen wie ein Acker und ein Bewässerungssystem. Weder entsteht er von selbst wie der wilde Bach oder ein Urwald; noch richtet er sich nur nach den eigenen Konzepten. Er bildet durch seine Eigendynamik eine ständige Herausforderung und ist doch ein Ort der Entspannung und des eher kontemplativen Betrachtens. Man muss ihn gestalten und gleichzeitig anderen Kreaturen Raum geben für ihre Entwicklung. Genau das macht ihn im wörtlichen Sinn zu einem Lebensraum. Anders als die Wildnis, in der die Vielzahl von Kreaturen und die anorganischen Prozesse selbst eine Ordnung ausbilden, ist der Mensch ein wirkender Teil in der Entstehung der Ordnung. Dadurch passt nicht jede Pflanze hinein, und nicht alles kann sich frei aussäen. Der Philosoph Heinrich Rombach formuliert: Der Garten „muss so angelegt sein, dass sich in ihm die Natur ungezwungen entfalten kann, und doch auch wieder so, dass man darin die glückliche Hand des Menschen erkennt. Beides darf aber ... nicht in der Form einer Mischung vorliegen, sondern es muss als ursprüngliche Einheit entstehen und von Grund auf aus einem Guß sein.“¹⁶

Einen einheitlichen Gartenstil wie im Barock gibt es allerdings nicht mehr. Dennoch ist der Garten ein Sehnsuchtsort geblieben. In ihm erleben sich Menschen als einen Teil der Natur, die sie zugleich gestalten, formen und pflegen. Vermittels ihres Leibes nehmen sie mit allen Sinnen, aber auch mit Gefühlen und ihrem Geist an ihm teil. Sie sind, wie Johann Wolfgang von Goethe in seinem ‚Fragment über Natur‘ formuliert, Zuschauer und Teilnehmer zugleich. Aufgrund ihrer Lebendigkeit gewinnt die Natur immer wieder ein neues Gesicht, das Menschen seit Jahrtausenden mit der ihnen eigenen Kreativität in einer Fülle unterschiedlicher Gartenanlagen einzufangen versuchen.

¹⁶ H.Rombach: Philosophie des Gartens, in: G.Bittner – P.-L. Weinacht (Hg): Wieviel Garten braucht der Mensch, Würzburg 1990, 238.

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen - unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. ... Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. ... Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie für uns, die wir in der Ecke stehen. ... Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann. Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel, und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt... Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. ... Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. ... Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.“¹⁷

¹⁷J.W.v.Goethe: Fragment über die Natur, in: Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, (Hg.: E.Trunz), Bd. 13, München: Beck Vlg. 1982⁹, 45-47.